

Herman Koch



ODESSA STAR

Roman

Aus dem Niederländischen
von Christiane Kuby

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2013

Titel der Originalausgabe: *Odessa Star*

© 2003, 2009 Herman Koch

All rights reserved

Aus dem Niederländischen von Christiane Kuby

© 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © S. John – Fotolia.com

Autorenfoto: © Mark Kohn

Gesetzt aus der Albertina

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-462-04559-8

1

Max G. hatte einen schwarzen Kater, der einen schon ansprang, wenn man nur zur Tür hereinschaute. Er war groß und fett, einige Kilo schwerer als alle, die ich danach noch auf dem Schoß gehabt hatte. Auf dem Schoß hatte ich ihn übrigens nur ein einziges Mal: Ich erinnere mich noch sehr gut, dass mir der kalte Schweiß ausbrach, als er sich genüsslich räkelte und mir eine Pfote aufs Knie legte. Durch die Jeans hindurch spürte ich die Krallen, aber zum Aufstehen war es da schon zu spät.

»Bleib ganz ruhig sitzen«, sagte Max. »Wenn du dich nicht bewegst, tut er dir nix.«

Ich war gerade aus Curaçao zurückgekommen, wo ich ein paar wichtige Entschlüsse gefasst hatte. So würde ich mir einen neuen Freundeskreis zulegen. Der alte hatte nämlich längst ausgedient. Natürlich lag das vor allem am großen räumlichen Abstand und an der simplen Tatsache, dass auf Curaçao nichts, aber auch rein gar nichts los war, jedenfalls hatte ich es an einem jener heißen, einschläfernden Nachmittage, an denen die Ventilatoren in der Bar am Schottegatweg langsam zum Stillstand zu kommen schienen, plötzlich ganz klar und deutlich vor mir gesehen: Der alte Freundeskreis musste weg. Wie der neue aussehen würde, davon hatte ich dort auf Curaçao nur eine verschwommene Vor-

stellung, wie von einem Stück Land, das nach monatelanger Fahrt auf offener See am Horizont aus dem Nebel auftaucht. Der neue Freundeskreis befand sich sozusagen noch im Entwurfsstadium – aber dass Max G. dazugehören würde, das stand fest.

Der Kater auf meinem Schoß gab Laute von sich, die mir durch Mark und Bein fuhren. Sie schienen von weit her zu kommen, wie von einem Heizkessel, der tief im Keller eines Apartmenthauses ansprang. »Er tut nichts«, sagte Max. »Brav, brav!« Das Grollen wurde stärker, ich spürte es bis in die Zehenspitzen, von wo es sich dann wieder langsam aufwärtszubewegen schien.

Ich war mir nicht sicher, ob ich ihn streicheln sollte oder ob gerade das einen Generalangriff auslösen würde; ich sah schon vor mir, wie er mir sämtliche Krallen seiner vier Pfoten gleichzeitig ins Gesicht schlug: zwei in die Unterlippe, eine ins Augenlid, eine in die Haut direkt unter dem Auge und den Rest in die Kopfhaut und Wangen. Wenn ich ihn dann mit aller Kraft wegstoße – ein zischendes und fauchendes Knäuel Weißglut –, zerfetzt er mir die Lippe und das Augenlid, eine Kralle ritzt mir den Augapfel auf. Mit einem dumpfen Schlag prallt er gegen die Wand, ist aber gleich wieder auf den Beinen und setzt erneut zum Sprung an, fauchend und knurrend, um mich gänzlich fertigzumachen.

Max war aufgestanden. Bis auf seine weißen Turnschuhe war alles an ihm schwarz: Haar, Hemd und Hose – schwarz waren auch die Wände des Zimmers, der Fußboden, der Kater ...

»Brav, brav, brav!«, sagte er.

Das Spiel, das Max regelmäßig mit seinem Kater spielte, bestand darin, vom Flur aus den Kopf um die Ecke des Zimmers zu stecken und ihn wieder zurückzuziehen. Der Kater saß im Zimmer auf den Holzdielen und behielt die Bewegungen scharf im Auge, legte den Kopf abwechselnd schräg

nach links und nach rechts. Äußerlich war ihm kaum etwas anzumerken, nur an dem kräftigen Schlagen des Schwanzes konnte man erkennen, dass ihn jetzt nichts mehr aus der Konzentration bringen würde. Er folgte Max' Kopf mit den Augen, wie ein Kind im Karussell dem hüpfenden Wedel oder der Feder folgt, die der Schaubudenbesitzer an einer Schnur auf und ab bewegt und die dem, der sie ergattert, eine Gratisrunde beschert.

Für den Kater kam alles auf das richtige Timing an, denn hinter dem Auftauchen und Verschwinden des Kopfes musste sich eine gewisse Logik verbergen. So ähnlich würde er sich auch an einen Vogel heranschleichen: Auch den musste man in Sicherheit wiegen, ihn glauben machen, man sonne sich nur unter ihm auf dem Rasen, man interessiere sich gar nicht für ihn, und wenn man etwas näher komme, dann nur, um an den Gänseblümchen zu schnuppern.

Das Muskelanspannen dauerte letztendlich weniger als eine Zehntelsekunde und war mit dem bloßen Auge kaum zu erkennen. Dort, wo er eben noch gesessen hatte, war eine leere Stelle. Wie aus dem Nichts befand er sich plötzlich wenige Zentimeter von Max' Kopf entfernt. Ein knurrendes, fauchendes Geräusch mitten im Sprung war die einzige Warnung. Für Max bestand die Kunst darin, den Kopf so schnell zurückzuziehen, dass der Kater knapp an ihm vorbeiflog und mit einem dumpfen Schlag an der gegenüberliegenden Wand des Flurs landete. Meistens ging das gut. Manchmal aber auch nicht. Mit einem gewissen Stolz zeigte Max mir die Kratzer auf dem Unterarm oder den Händen, wenn er das Gesicht vor den scharfen Krallen hatte schützen müssen.

An einem Samstagabend war es einmal so spät geworden, dass ich bei Max übernachtete. Er legte mir eine Matratze ins Wohnzimmer. Ich weiß nicht mehr, was in mich gefah-

ren war, aber nachdem Max ins Bett gegangen war, kam ich auf die Schnapsidee, das Spiel mit dem Kater auch mal auszuprobieren – damals hatte er sich durch meine regelmäßigen Besuche schon einigermaßen an mich gewöhnt.

Beim ersten Mal ging alles gut. Er fixierte mich genauso, wie er das bei Max immer tat. Seinen Flug an meinem Kopf vorbei nahm ich nur sehr schemenhaft wahr. Ich kann nicht leugnen, dass mir die Nähe der scharfen Krallen und des knurrenden Mauls einen ziemlichen Adrenalinstoß versetzte. Neu war die Erfahrung einer Art unsichtbarer Luftverschiebung, als wäre die Atmosphäre für den Bruchteil einer Sekunde mit Elektrizität erfüllt und würde dann leer gesaugt. Die Härchen auf meiner Wange stellten sich auf und knisterten, als der Kater gegen die Wand krachte.

Und wie beim ersten Schnaps und bei der ersten Frau, verlangte auch dieses Erlebnis sofort nach Wiederholung. Beim zweiten Mal glaubte ich, den Kater überlisten zu können, indem ich den Kopf in zeitlich unregelmäßigen Abständen um die Ecke steckte. Aber das schien ihn nicht sonderlich zu irritieren. Ich spürte die Kralle über meiner linken Augenbraue, sie blieb kurz hängen und riss dann etwas mit sich. Ich fasste mir an die Stirn und sah Blut an meinen Fingern. Der Kater hatte inzwischen schon wieder seinen Platz im Wohnzimmer eingenommen. Sein dicker schwarzer Schwanz peitschte den Boden, seine leuchtenden grünen Augen schauten mich erwartungsvoll an.

Jetzt aufzuhören, würde er mir als Zeichen der Schwäche auslegen; wer weiß, wozu er fähig war, wenn er Angst witterte. Max' Zimmer lag am anderen Ende des Flurs. Ich sah mich schon mit dem Raubtier im Nacken am Fußende seines Bettes zusammenbrechen. Aber wahrscheinlich würde ich sein Zimmer gar nicht mehr erreichen.

Ich beschloss, mich so normal wie möglich zu verhalten. Ich steckte die Hände in die Hosentaschen und stellte mich,

als wäre alles tatsächlich so normal, wie es von außen aussah, wieder hinter den Türpfosten. Ich piffte sogar leise vor mich hin. Wir spielten eben einfach ein Spiel, der Kater und ich; kein Grund zur Aufregung. Wenn er das auch kapierte, war alles in bester Ordnung.

Nachdem es mir bei seinen nächsten fünf Sprüngen gelang, einigermaßen außerhalb des Bereichs seiner Krallen zu bleiben, schlenderte ich, die Hände in den Hosentaschen und vor mich hin pfeifend, ins Wohnzimmer. »So«, sagte ich in vergnügtem Ton, »das wär's für heute.«

Ich wusste nicht so recht, zu wem ich das sagte. Genauso wenig hatte ich eine deutliche Vorstellung davon, was ich jetzt tun sollte. Pfeifend rückte ich die Kissen zurecht, zog ein wenig an der Matratze und schob sie mit dem Fuß wieder zurück an die Wand.

Der Kater ließ mich keinen Moment aus den Augen. Nach einer Weile gab er seinen Stammplatz bei der Tür auf und sprang auf den Stuhl neben der Matratze, auf den ich meine Kleider legen wollte. Er schlug noch immer mit dem Schwanz, aber weniger kräftig als während unseres Spiels, redete ich mir ein.

Ich zog mir den Pulli über den Kopf, der Kater drehte sich ein paarmal auf dem Stuhl im Kreis und machte es sich dann bequem. Die Vorderpfoten hatte er unter sich vergraben, der Schwanz hing friedlich an einem Stuhlbein herab; er verengte die Augen zu Schlitzen, und es war, als würde er lächeln.

»Wie lustig wir gespielt haben, nicht?«, sagte ich. »Aber jetzt sind wir beide ganz schön müde.« Beim Klang meiner Stimme spitzte er die Ohren und schlug einmal kräftig mit dem Schwanz gegen das Stuhlbein. Doch dann döste er wieder ein, seine Augen schlossen sich.

Ich nahm mir ein Buch aus dem Regal und schlüpfte unter die Decke. Ich weiß nicht mehr, was für ein Buch es war –

ich habe kein Wort darin gelesen. Ich erinnere mich noch, dass das Licht der Leselampe, die mir Max hingestellt hatte, den Schatten eines Menschen an die Wand warf, der so tut, als würde er völlig entspannt in einem Bett auf dem Fußboden liegen und ein Buch lesen.

Ich hörte nicht, wie der Kater vom Stuhl sprang. Ich nahm ihn erst wahr, als er an meinem Fußende saß. Vielleicht war es auch das Schlagen des Schwanzes auf dem Parkett, das mich aufblicken ließ.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis mir klar wurde, warum er mich mit schief gelegtem Kopf und seinen jetzt wieder hellwachen grünen Augen so anstarrte. Ein eiskalter Schauer lief mir den Rücken hinauf, die Haare standen mir buchstäblich zu Berge. Denn es war mein Gesicht, das der Kater mit starrem Blick fixierte.

Eigentlich war es da schon zu spät. Zu spät zum Aufstehen, zu spät für abwehrende Bewegungen, zu spät für gutes Zureden in einer dem Kater verständlichen Sprache, dass das Spiel vorbei sei, dass es jedenfalls nicht wieder von vorne angefangen habe – dass ein Kopf, der aus einer Bettdecke herausguckt, nicht das Gleiche ist wie einer, der zur Tür hereingesteckt wird.

»Brav, brav, brav«, sagte Max wieder. Er streckte die Hand nach dem Kater auf meinem Schoß aus, zog sie dann aber doch wieder zurück. Im Nachhinein glaube ich, dass mein Entschluss in diesem Moment feststand.

Ich war fast sofort nach meiner Rückkehr aus Curaçao zu Max gefahren, ohne erst meinen Jetlag auszuschlafen. Ich hatte das Gefühl, alles müsse jetzt schnell gehen, ich könne nicht bis zum nächsten Tag warten, auf jeden Fall aber müsse ich vermeiden, als Erstes jemandem aus meinem »alten« Freundeskreis über den Weg zu laufen.

Obwohl es schon Nachmittag war, öffnete Max die Tür

mit verschlafenem Gesicht. Er schien weder überrascht noch froh zu sein, mich zu sehen. An seiner ganzen Haltung war abzulesen, dass er während meiner Abwesenheit bedeutend weniger an mich gedacht hatte als ich an ihn. Wahrscheinlich hatte er keinen blassen Schimmer, wo ich all die Zeit gesteckt hatte.

»Curaçao«, wiederholte er langsam und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Er schmeckte das Wort auf der Zunge, als wäre es ein klebriger Likör, den man sich selber nie einschenken würde und für den es auf jeden Fall noch viel zu früh am Tag war.

Es heißt, dass man sein ganzes Leben in Sekundenschnelle an sich vorbeiziehen sieht, kurz bevor man sich zu Tode stürzt oder einem aus nächster Nähe eine Kugel durch den Kopf gejagt wird. So sah ich jetzt, während ich die Hand von der Armlehne hob und dem fauchenden Kater behutsam auf den Kopf legte, all die Momente in meinem Leben vor mir, in denen ich mit knapper Not davongekommen war.

Und dann sah ich wie ein in der Luft stillstehendes Bild den Kater an dem bewussten Samstagabend mitten im Sprung; ich spürte wieder die Krallen, die durch die Bettdecke hindurch in mein Gesicht schlugen, den scharfen und gleichermaßen betäubenden Schmerz, die Zähne in meinem Unterarm, in meinen Händen ...

Als meine Hand den Kopf fast erreicht hatte, drehte der Kater sich halb um, öffnete das Maul und gab einen Ton von sich, der noch am meisten dem eines Bohrers beim Zahnarzt glich, der in einem Weisheitszahn stecken geblieben ist. Ich sah das rosa Zahnfleisch, auf dem Tropfen perlten, die rosa Zunge und die Rachenhöhle, dunkel wie ein Brunnen, aus dem nie mehr ein Lichtstrahl oder Echo heraufdringt.

Im dem Moment, als Max einen Schritt auf mich zumachte, legte ich dem Kater die Hand auf den Kopf. Das Ge-

räusch wurde lauter, er drehte den Kopf ruckartig zur Seite, wie um die fremde Hand abzuschütteln. Doch dann, während ich ihm langsam über den Nacken strich, entspannte er sich. Er legte den Leerlauf ein, und als meine Hand am Ende des Rückens angekommen war, begann er sogar, sich behaglich zu räkeln.

Ich fing wieder beim Kopf an. Er kniff die Augen zu Schlitzzen zusammen und lächelte. Das Fauchen ging in Schnurren über.

An Max' Miene erkannte ich, dass er sich über den guten Ausgang nicht nur freute. Als würde ihm etwas genommen, was er nie mehr zurückbekommen würde.

»Er spürt, dass er dir trauen kann«, sagte er. »Ab heute bist du sein Freund.«

2

Keine Ahnung, warum mir jetzt, da Max nicht mehr ist, als Erstes ausgerechnet die Sache mit dem Kater einfällt. Vielleicht weil Sylvia mich gebeten hat, morgen auf dem Friedhof ein paar Worte zu sagen. Aber dafür scheint mir die Geschichte nicht wirklich geeignet.

Ich denke an andere Beerdigungen. Beerdigungen, auf denen zuerst Tränen flossen und dann ein großes Gelächter angestimmt wurde. Ich denke an die Grabrede von John Cleese für Graham Chapman. Und dann denke ich an all die Fotografen. Bestimmt wird es auf dem Friedhof nur so von ihnen wimmeln. Man wird sie vielleicht nicht in die Trauerhalle lassen, aber ein Medienspektakel wird Max G.s Beisetzung auf jeden Fall.

In den Sechs-Uhr-Nachrichten hat man sich heute noch ausführlich über die Route des Trauerzugs verbreitet und über die umfangreichen Sicherheitsvorkehrungen. Und zum x-ten Mal in den vergangenen drei Tagen wurden die Bilder gezeigt. Die dunkle Straße und die Blaulichter an der Ecke beim italienischen Restaurant Mare Nostrum und dann die rot-weißen Absperrbänder um den Tatort. Und zum Schluss noch einmal das halb heruntergelassene Seitenfenster des silbergrauen Mercedes Cabrio, Max' Kopf auf dem Steuer – als schliefe er. Polizisten mit Gummihand-

schuhen heben Patronenhülsen vom Bürgersteig auf und lassen sie mit größter Behutsamkeit in Plastikbeutel gleiten, die sie anschließend versiegeln; die Fundstellen auf dem Bürgersteig sind mit weißer Kreide umzirkelt.

Ich versuche mir vorzustellen, welche Wirkung die Geschichte vom Kater neben all den anderen Reden wohl auf die Zuhörer hätte. Ich könnte sie so erzählen, dass erst Tränen fließen und dann ein großes Gelächter angestimmt wird. Ich denke an Max' kleine Tochter, die sie wahrscheinlich zum ersten Mal hört. »Wir sind damals noch in die Schule gegangen«, könnte ich sagen. Oder: »Das ist alles schon so lange her.« Auch der Kater ist vermutlich schon seit fünfundzwanzig Jahren tot. Andererseits ist das Ganze doch anders. Anders als andere Beerdigungen, meine ich.

So weiß ich zum Beispiel nicht, ob ich morgen Abend noch am Leben bin. In den vergangenen Tagen habe ich mich auf der Straße öfter als sonst nach allen Seiten umgeblickt. Wenn ich durch die Stadt fuhr, bildete ich mir ein, im Rückspiegel mehr als einmal dasselbe Auto an meiner Stoßstange kleben zu sehen. Und heute Abend, als ich die Müllsäcke an den Straßenrand stellte, bin ich doch wahrhaftig fast unter mein Auto gekrochen, aber es war zu dunkel, um etwas sehen zu können. Ich musste daran denken, wie ich als Kind jeden Abend vorm Schlafengehen unter mein Bett schaute, ob sich da nicht ein Monster versteckt hatte.

Es ist jetzt fast Mitternacht. Ich stehe im Garten und horche auf die Geräusche der Züge auf dem ein paar Häuserblocks entfernten Rangierbahnhof. Vor einer halben Stunde habe ich bei meiner Frau und meinem Sohn reingeschaut, sie schliefen beide fest. Es gab mal eine Zeit, da glaubte ich, ohne mich würde es für sie keine Zukunft geben; nach meinem Tod würden sie in einen freien Fall geraten wie Passagiere eines Flugzeugs, dessen Pilot sich per Schleudersitz in Sicherheit gebracht hat. Mit einem Wort, ich war überzeugt

von meiner Unentbehrlichkeit. Und wer sich für unentbehrlich hält, zweifelt nicht an seiner Existenz. Zumindest nicht jeden Tag.

Aber im Sommer vor zwei Jahren am Strand von Menorca merkte ich, dass meine Frau mich von ihrem Liegestuhl aus anstarrte. Sie trug zwar eine Sonnenbrille, aber vielleicht gerade deswegen. Und als ich sie fragte, woran sie denke, antwortete sie ohne zu zögern: »Ich habe daran gedacht, was ich tue, wenn du tot bist.« Sie sagte es in einem Ton, als würde sie von einem Kleid reden, das ihr nicht mehr passt und das sie demnächst einer Kleidersammlung mitgeben wird.

Und während ich an der Schlafzimmertür auf die leisen Atemzüge meines Sohnes horchte, musste ich an die Zeit denken, als mich sein Atmen noch in Panik versetzen konnte. Wie ich an seiner Wiege angestrengt lauschte und erst beruhigt war, wenn ich die Hand unter seine Bettdecke steckte und spürte, wie sich der kleine Brustkorb hob und senkte.

Und ich dachte an die Jahre, als sich mein Sohn noch zu freuen schien, wenn ich heimkam. Wie er aus seinem Zimmer über den Flur auf mich zurannte, wenn er den Schlüssel im Schloss hörte. Und ich ihn dann mit ausgestreckten Armen hoch über meinen Kopf stemmte, und er mir mit seinen kleinen Fäusten auf die Stirn trommelte und »Lass mich runter, Papa! Lass mich wieder runter!« rief.

Gegenwärtig fängt er schon an zu stöhnen, bevor ich ausgedet habe, und wenn seine Freunde dabei sind, schüttelt er die ganze Zeit mitleidig den Kopf, als wäre ich ein hoffnungsloser Fall, den man von seinem Leiden erlösen muss. Vielleicht denkt er nach meinem Tod noch ein paar Tage an mich. Vielleicht ist er sogar wirklich traurig, aber lange wird das nicht anhalten. Wenn ich an meinen eigenen Kummer über den Tod meiner Eltern denke, mache ich mir da keine

Illusionen. Die Atemzüge meines fünfzehnjährigen Sohnes aus dem dunklen Schlafzimmer klangen wie die eines erwachsenen Mannes.

Um Punkt zwölf Uhr gehe ich wieder ins Wohnzimmer zurück und schalte die Spätnachrichten ein. Zum soundsovielten Mal zoomt die Kamera den Kopf heran, der auf dem Lenker liegt. Doch nur ein geübtes Auge erkennt das unscheinbare Loch und die ebenso unscheinbare Blutkruste hinter dem linken Ohr.

Als die Kamera sich entfernt, sieht man wieder das italienische Restaurant an der Ecke, in dem ich mich an dem Abend mit Max verabredet hatte; nur schemenhaft ist zu erkennen, dass ein Mann in hellblauem Sakko kurze Zeit in der Tür steht, hinter dem rot-weißen Absperrband, sich dann fast lässig entfernt und an der Straßenecke aus dem Bild verschwindet. Niemand hält ihn auf.

Schon einige Male war diese Person dringend aufgefordert worden, sich bei der Polizei zu melden. Aber bisher hatte ich nicht den Eindruck, als würde das die Aufklärung des Falls voranbringen, geschweige denn, dass ich jemandem damit einen Gefallen tun würde. Allerdings habe ich das Sakko vorgestern in einem anderen Stadtviertel in einen Kleidercontainer geworfen.

Wir hatten gerade bestellt. Ich sagte zu Max, ich würde noch schnell Zigaretten aus dem Automaten auf der Toilette ziehen, als er die Taschen seines Jacketts abklopfte und sagte: »Ich glaub, ich hab mein Handy im Auto liegen lassen.« Wir standen gleichzeitig auf. Ich ging zur Toilette, er zu Tür.

Ich schalte den Fernseher aus. *Ich glaub, ich hab mein Handy im Auto liegen lassen* geben als letzte Worte für einen Rückblick morgen nicht viel her. Wahrscheinlich bleibt es also doch bei der Geschichte mit dem Kater. Obwohl sie vielleicht auch wieder zu viel des Guten ist. Einige werden zu

Unrecht vermuten, dass etwas dahintersteckt, irgendeine Doppelbödigkeit; in diesen Kreisen gibt es immer Leute, die überall doppelte Böden suchen.

Andererseits ist es eine persönliche Geschichte. Oder besser gesagt, eine persönliche Geschichte von Max und mir – aus der Zeit, als alles noch in den Kinderschuhen steckte, einer Zeit, in der ein neuer Freundeskreis noch ein selbst gestecktes Ziel war und nicht etwas, aus dem man sich nur mit größter Anstrengung wieder befreit.

Es ist inzwischen weit nach Mitternacht. Im Garten hängen diese hartnäckigen Tiergerüche, wie so häufig in schwülen Sommernächten wie dieser. Ich habe den Liegestuhl mitten auf den Rasen gestellt. Hinten aus der Küchenschublade habe ich mir die zerknitterte Schachtel Marlboro geangelt. Sie lag noch genau an der Stelle, an der sie liegen sollte. Nicht gleich für jeden sichtbar, aber auch nicht wirklich versteckt. *For emergency use only*, wie bei einer Scheibe, die man einschlagen muss, um einen Notausgang zu öffnen.

Die Tiergerüche stammen noch von der vorherigen Bewohnerin, das heißt, von ihrer Art der Tierhaltung. Als sie später krank wurde, vermischten sich dann die animalischen und menschlichen Gerüche. In dieser Zeit ließ sie auch immer öfter den Hund im Garten scheißen.

Wir hatten damals nur das Stockwerk über ihr. Vom Balkon aus sah ich Frau de Bilde regelmäßig mit einer Harke herumfuhrwerken. Statt den Kot zu entsorgen, schob sie ihn mehr schlecht als recht außer Sichtweite. Der Hund war der gefleckte Vertreter einer mir unbekanntem Rasse und eigentlich zu groß, um nur im Garten ausgeführt zu werden. Zuerst scharrte er minutenlang zwischen den Pflanzen herum, wahrscheinlich auf der Suche nach einer Stelle, wo er sich selbst nicht riechen konnte. Wenn er sich schließlich,

fast beschämt, auf die Hinterbeine hockte, kreuzten sich manchmal unsere Blicke. Ich konnte mich nie des Eindrucks erwehren, dass der Blick, den er mir zuwarf, ein stummer Hilfeschrei war. Als würde er sich etwas von dem Mann erhoffen, der ihn vom Balkon des ersten Stocks schweigend beobachtete: Ich solle etwas unternehmen, damit alles wieder so werde wie früher, ich solle zumindest eingreifen und dem erniedrigenden Scheißen im Garten ein Ende bereiten.

Als wir das Haus 1995 kauften, waren nur die beiden oberen Stockwerke frei. Die schönste Etage – das Erdgeschoss mit einem hundertdreißig Quadratmeter großen Garten – war vermietet. An eine alte Frau, »die in absehbarer Zeit einsehen wird, welche Vorteile ein Pflegeheim bietet«, wie sich der Makler ausdrückte.

Ich erinnere mich, als sei es gestern gewesen: Es war Anfang März, als wir zum ersten Mal durch das Haus geführt wurden. Vom Balkon im ersten Stock schaute ich auf den Garten hinunter. Gärten hatten mich bisher nicht sonderlich interessiert, die Beschäftigung mit Blumen und Pflanzen war mir geradezu ein Gräuel, und zwar so sehr, dass sich vorübergehend meiner Obhut anvertraute Blumen und Pflanzen schon nach wenigen Tagen zu verfärben begannen und fast alle ihre Blätter verloren.

Aber dieser Garten war ziemlich verwildert, das Gras spross reichlich, dazwischen waren Blumen, deren Namen ich nicht kannte und die man normalerweise nur auf den Deichen entlang der großen Flüsse antrifft oder auf dem Mittelstreifen der Autobahn. In der Mitte war ein überwucherter kleiner Teich voll Entengrütze, an dessen Ufer auf einem rustikalen Baumstamm ein Vogelhaus stand, in dem Dutzende von Vögeln flatterten und zwitscherten, dass es eine Art hatte.

»Ich weiß nicht, ob Sie Frösche mögen«, hatte der Makler gefragt.

»Frösche?«

»Ich habe mir sagen lassen, in dem Teich hätten sich Frösche angesiedelt. Für manche hat das etwas Ländliches, andere können dem nicht viel abgewinnen ...«

Und dann fragte er, ob wir das Erdgeschoss noch sehen wollten; es spiele keine Rolle, ob die Mieterin zu Hause sei, ich sei schließlich der neue Besitzer, dem die »armselige Miete« von zweihundertsechundachtzig Gulden überwiesen werden müsse. Wenn ich die Dame davon überzeugen könne, auf meine Kosten eine Zentralheizung und Doppelfenster einbauen zu lassen, könne ich die Miete mit einem Schlag auf über tausend Gulden erhöhen.

»Wie alt ist Ihr Sohn?«, fragte er.

»Neun«, sagte Christine.

»Kinder in dem Alter machen viel Krach«, sagte der Makler in verschwörerischem Ton. »Oder drehen die Musik auf volle Lautstärke. Die baldige Übersiedlung in ein Pflegeheim, sagen wir mal, liegt zum Teil in Ihrer Hand.«

Ich erinnere mich noch sehr gut an meine Antwort: Ich brauche die untere Wohnung eigentlich nicht zu besichtigen, der Blick auf den Garten habe mir schon einen Eindruck vermittelt. Das Ganze spielte sich, wie ich bereits sagte, im März ab.

Mitte April zogen wir ein, und Anfang Mai, am ersten warmen Tag des Jahres, war da zum ersten Mal dieser Geruch. Erst dachte ich, er käme von draußen – es gibt solche Tage, an denen ländliche Düfte den Stadtrand erreichen –, aber es dauerte nicht lange, bis uns klar wurde, dass er aus dem Haus selbst kam. Aus dem Erdgeschoss, um genau zu sein.

Es war eine Geruchsmischung aus Kamelstall und ver-sifften Kloanlagen, wie man sie vor allem auf Campingplätzen antrifft. Süßsauer, aber mit einem Schuss Ammoniak, sodass einem die Tränen in die Augen stiegen. Der Geruch

kam aus den Ritzen im Parkett, blieb im Flur hängen wie Nebelschwaden über einem Sumpf und breitete sich dann, gemächlich, aber zielstrebig, wie eine bösartige Krankheit bis zur höher gelegenen Etage aus, wo sich unsere Schlafzimer befanden.

Aber wo sich der Geruch vor allem aufhielt, besser gesagt, wo er herkam, war im unteren Treppenhaus. Hier befand sich die Quelle, hier war unverkennbar der Ort, wo er entsprang, hier offenbarte er sich in seiner konzentriertesten und erstickendsten Form.

In dem amerikanischen Film *Backdraft* – *Männer, die durchs Feuer gehen* haben Feuerwehrleute mit heimtückischem Rauchgas zu kämpfen, das sich durch Zufuhr von Sauerstoff in gewaltigen Explosionen entladen kann. Daran musste ich denken, als ich an jenem ersten warmen Maitag die Haustür öffnete.

Was mir entgegenschlug, ließ mich unwillkürlich die Hand vor Mund und Nase halten. Dass die Geruchsschwaden unsichtbar waren, machte sie nur umso bedrohlicher. Während ich hustend und nach Luft schnappend in das dämmrige Treppenhaus starrte, auf den schmalen Lichtstreifen, der durch die Öffnung des Briefkastens auf die Türmatte projiziert wurde, beschlich mich das Gefühl, was da lauere, sei stärker als ich, jeden Moment könnte es sich zusammenballen und explodieren, woraufhin ich, genauso wie die unglücklichen Feuerwehrleute in *Backdraft*, nur noch als verkohlter Rumpf mit großer Kraft rückwärtsgeschleudert würde, quer durch das ganze Haus und durch die bersende Küchentür nach draußen, über den Balkon in den Garten, wo der Rumpf noch stundenlang im Gras vor sich hin schwelen würde.

In der Diele war unsere Garderobe. Es dauerte nicht lange, bis der Geruch sich an unsere Jacken und Mäntel heftete, sodass wir ihn auch mit nach draußen nahmen. Nach

ein paar Tagen roch ich ihn im Auto. Ich roch ihn, wenn ich im Büro die Jacke anzog, und ich roch ihn, wenn ich nach Hause fuhr. Vor der Haustür schlug er mir mit voller Wucht aus dem Briefkasten entgegen; nun hieß es, die Lungen vollzusaugen und mit angehaltenem Atem die vierzehn Stufen nach oben hinter sich zu bringen.

Es dauerte noch etwas länger, bis uns klar wurde, dass wir den Geruch nie mehr loswerden würden. An warmen Tagen war er zwar am stärksten, aber auch bei kühlerem Wetter war er nie ganz weg. Er blieb jetzt auch an Sachen hängen, die bis dahin unbehelligt geblieben waren, vorzugsweise an Textilien. Ein frisch gebügeltes Hemd roch, wenn ich es aus dem Kleiderschrank nahm, nicht mehr nach Waschmittel und Bügelbrett, sondern nur noch nach einem schlecht gelüfteten Kamelstall.

Im Büro konnten sie nicht gleich die Quelle lokalisieren, aber dann blieben die Bemerkungen natürlich nicht aus. »Die Gülle schon ausgestreut, Fred?«, fragten sie und schnupperten am Kragen meines Hemds. »Beim Grillen nicht aufgepasst?« war auch ganz lustig.

Ich sprühte mich voll mit Deos und Duftwasser, was ich ausführlich wiederholte, nachdem ich das Auto geparkt hatte und dann noch einmal flüchtig im Aufzug nach oben. Aber noch während ich durch den Gang zu meinem Büro ging, war mir klar, dass alles umsonst gewesen war. Der Geruch folgte mir wie die Staubwolke einem Pferdekarren oder eher wie ein Schwarm kreischender Möwen dem Achterdeck eines auslaufenden Schiffes; einige Sekunden vor Betreten meines Büros holte er mich ein und ließ sich wieder auf meine Kleider nieder.

Zu Hause probierte ich den Trick der stellvertretenden Verdrängung aus. Es ist gar nicht so schlimm, redete ich mir ein. Früher fandst du es doch ganz angenehm, wenn dir der Geruch des Lagerfeuers am nächsten Morgen noch in

den Kleidern hing. Oder das Parfüm einer Frau ... Spätestens da stockte der Vergleich. Von Parfüm konnte nicht die Rede sein, nicht einmal von Lagerfeuer. Vor langer Zeit habe ich mal an einer vierspurigen Autobahn gewohnt, nachts im Bett ließ ich mein Gehirn eine Vierteldrehung machen, es sollte glauben, die vorbeirasenden Autos seien die anrollenden Wellen der Brandung am Strand direkt unter dem Schlafzimmerfenster. Das Gehirn ließ sich selten länger als ein paar Minuten hinter das Licht führen; danach waren die Wellen wieder Autos – und blieben es für den Rest der Nacht.

Es ist jetzt fast fünf Jahre her, dass ich mit dem Rauchen aufgehört habe, am 12. November 1996, um genau zu sein. Jetzt rauche ich noch hin und wieder eine Zigarette, wenn ich Lust dazu habe; notfalls eine ganze Packung an einem Abend, wenn es sich so ergibt. Ich lehne mich im Liegestuhl zurück und zünde die zweite dieser Nacht an.

Es ist keine Wolke am Himmel, und obwohl wir hier doch in der Stadt sind, sind mehrere Sterne zu sehen. Ich denke an die Zeit, da Sterne noch Gesprächsstoff waren; die Zeit, da uns Ausdrücke wie *unermessliche Entfernungen*, *Lichtjahre* und *schwarze Löcher* noch genauso selbstverständlich über die Lippen kamen wie *tilgungsfreie Hypothek*, *Financial Leasing* und *Cruisecontrol* heutzutage.

Der Geruch ist nie ganz verschwunden. In den Jahren, bevor wir das Erdgeschoss dazubekamen, haben wir natürlich alles Mögliche versucht. Wir haben der Mieterin vorgeschlagen, die ganze Wohnung instand setzen und streichen zu lassen – wohl wissend, dass man zwar den Symptomen einer Plage zu Leibe rücken, diese aber erst dann wirkungsvoll bekämpfen kann, wenn man zuerst die Brutstätte ausrötet.

Vor ein paar Tagen bin ich auf die Harke gestoßen; die Harke, mit der sie die Hundescheiße verschwinden ließ. In

einem Teil des Gartens, in den ich sonst nie komme, ganz am Ende neben der gepflasterten Terrasse. Ich sah sie zwischen dem Farn liegen. Es war merkwürdig, sie in den Händen zu halten. Als wäre ich für einen kurzen Moment der Archäologe meiner eigenen jüngsten Vergangenheit.

Rückblickend lässt sich sagen, dass diese schon an dem Tag begann, an dem mir Max' Kater auf den Schoß sprang, inzwischen vor mehr als dreißig Jahren, oder auf alle Fälle bei unserer Wiederbegegnung an meinem siebenundvierzigsten Geburtstag.

Aber wenn ich es mir genau überlege, fängt sie eigentlich in der Pause von *Deep Impact* an.

Es ist jetzt etwas länger als ein Jahr her. Wir standen in der Pause von *Deep Impact* mit unseren Gläsern im Foyer, als ich hinter mir eine Stimme hörte. Auch ohne mich umzudrehen, wusste ich auf Anhieb, dass dies dieselbe Stimme war, die mir vor dreißig Jahren versichert hatte, der schwarze Kater, der gerade auf meinen Schoß gesprungen war, würde mir nichts tun, solange ich nur ruhig sitzen bliebe.

Meine Frau nippte an ihrem Weißwein und schaute vor sich hin. Ich brauchte sie nicht zu fragen, wie ihr *Deep Impact* bis jetzt gefallen hatte. Schon meine Bemerkung, in dem Film stecke doch auch Humor, hatte sie in den falschen Hals bekommen. Solange ich den Mund hielt, gab es zumindest noch eine reelle Chance, dass sie auch die zweite (und wichtigere) Hälfte des Films über sich ergehen lassen würde.

Ich schätze solche Dinge des Öfteren falsch ein. Schon mehrmals habe ich Leute zu etwas eingeladen (oder ihnen etwas vorgespielt oder zu lesen gegeben) in der Annahme, sie würden dabei das Gleiche empfinden wie ich. Oder vielleicht ist es noch anders: Mehr als um das gleiche Empfinden geht es mir vor allem darum, dem anderen auf dem Umweg über einen Film, ein Musikstück oder eine bestimmte Geschichte etwas über mich selber deutlich zu machen, was

sich nicht so ohne Weiteres im Gespräch von Mensch zu Mensch in Worte fassen lässt.

Wenn dem anderen im gleichen Augenblick wie mir, kurz vor dem Einsetzen des Gitarrensolos in einer seit Jahren rauf- und runtergenudelten Nummer, der gleiche kalte Schauer den Rücken hinunterläuft, dann ist etwas passiert, was nie mehr ungeschehen gemacht werden kann. Zuckt der andere dagegen mitten in der Nummer die Achseln oder redet achtlos über das Solo hinweg, dann ist er oder sie für mich im Grunde schon klinisch tot, so einfach ist das.

Wer wie Jan Vriend – Loser von Beruf und Bruder meiner Frau – behauptete, *Deep Impact* sei »der soundsovielte dumme Katastrophenfilm«, dem war faktisch schon nicht mehr zu helfen. Was man auch über meine Frau sagen mag, sie war jedenfalls bereit, mitzukommen, einen Versuch zu machen, zu verstehen, was mich an diesem Film so berührt hatte – damals jedenfalls.

Max G. lehnte im Foyer mit einem Ellbogen auf dem Tresen und redete in sein Handy; mit zwei Fingern der anderen Hand hielt er sich das freie Ohr zu. »Wenn du es machst, ist es besser, du machst es genau so, wie ich es dir sage«, verstand ich. »Wenn du es nicht so machst, wie ich es dir sage, lässt du es besser ganz sein.«

Max war höchstens ein paar Kilo schwerer geworden; sein Haar hatte sich etwas gelichtet und lag ein wenig platter am Kopf an. Schwarz war immer noch seine Lieblingsfarbe; ein teures Markenhemd hing ihm locker über den Hosensbund. Um den Hals trug er ein dünnes Goldkettchen, und auch eines oben auf seinen schwarzen Slippers.

Ich trank rasch mein Bier aus und bestellte ein zweites. Meine Frau schüttelte erst den Kopf, als ich sie fragend ansah, gab dann aber doch nach. Was uns bevorstand, war die zweite Hälfte von *Deep Impact*, der Teil, in dem alles von kilometerhohen Wogen verschlungen wird, und ich hegte die

vage Hoffnung, sie würde mit zwei Gläsern Weißwein im Kopf eher verstehen, worum es mir ging.

Max hatte sein Telefongespräch beendet. Er steckte das Handy in seine linke Hemdtasche, schüttelte ein paarmal den Kopf und sah sich dann suchend um. Sein Blick streifte den Hinterkopf meiner Frau, dann trafen sich unsere Blicke, doch er gab kein Zeichen des Erkennens.

»Wird die ganze Erde am Ende zerstört?«, fragte meine Frau. »Oder bleiben noch ein paar Leute am Leben?«

Sie gab sich redlich Mühe, uns den Abend zumindest nicht durch uferlose Diskussionen über den zu dünnen Handlungsstrang des Films zu vermiesen. Aber nicht nur ihr Blick, auch der Ton, in dem sie die Frage stellte, passte eher zu einer Mutter, die ihren Sohn in ein Geschäft für Modelleisenbahnen mitnimmt und geduldig wartet, bis er seine Wahl getroffen hat, als zu einem Gespräch zwischen Mann und Frau über den weiteren Verlauf eines Katastrophenfilms.

»Willst du das wirklich wissen?«, fragte ich. »Bei einem Thriller willst du doch auch nicht hören, wie es ausgeht.«

Meine Frau kniff die Augen zusammen und nippte an ihrem Wein. »Es ist aber kein Thriller, Schatz«, sagte sie schließlich. »Es ist eher ein ...«

Ich ließ sie nicht ausreden; Max hatte sich vom Tresen gelöst und kam in unsere Richtung. Als er schon fast an uns vorbei war, legte ich ihm die Hand auf den Arm. »Max!«, sagte ich – es hörte sich überzeugend an, als hätte ich ihn gerade erst in diesem Moment erkannt. Max G. sah leicht verärgert auf meine Hand und dann zu mir auf.

»Fred«, sagte ich. »Obersekunda.«

Sein Gesicht nahm einen grübelnden Ausdruck an, wie bei einem Weinkenner, der an der soeben entkorkten Flasche aus einem etwas obskuren Jahr schnuppert. Er fasste sich an die Nase und schüttelte dann den Kopf.

»Tut mir leid«, sagte er, »Sie müssen sich irren.«

Er wandte sich wieder zum Gehen. Ich streckte die Hand nach ihm aus, diesmal ohne ihn zu berühren.

»Fred Moorman«, sagte ich. »Er spürt, dass er dir trauen kann. Ab heute bist du sein Freund.«

Max starrte mich an. Seine Hand verschwand erst in der Hemdtasche, in die er gerade sein Handy gesteckt hatte, dann angelte er sich aus der anderen Brusttasche eine Schachtel Marlboro.

»Max!«, ertönte in diesem Moment eine Stimme. An der Treppe zu den Toiletten stand eine Frau, die aufgeregt mit den Händen gestikulierte. »Meine Tasche!«, rief sie.

Jetzt erst fiel mir der Mann auf, der sich in großer Eile einen Weg durch die dicht gedrängte Menschenmenge bahnte; um den Ausgang zu erreichen, musste er an der Bar vorbei, er steuerte geradewegs auf uns zu.

Max tat einen Schritt zu Seite. »Wohin des Wegs, Hassan?«, fragte er und packte ihn am Arm. In der Hand des Mannes baumelte eine mattschwarze DKNY-Handtasche.

Max' Knie schnellte in die Höhe. Erst dachte ich, er wollte ihn im Schritt treffen, doch Max hatte ihn am Haar gepackt und seinen Kopf mit aller Kraft nach unten gezogen.

Das Knie traf den Mann zwischen Nase und Oberlippe. Ein dumpfes Knacken ertönte, wie von brechenden Zweigen oder eher noch von Geschirr, das im Nebenzimmer in Scherben geht. Blut spritzte in dicken Tropfen auf den zartrosa Teppichboden.

Der Mann griff sich ins Gesicht und starrte auf seine blutigen Finger, die Tasche fiel zu Boden. Max bückte sich nach ihr. »Du kannst froh sein, dass ich nicht diskriminiere«, sagte er. »In deinem Land hätte ich dir die Hand abgehackt.«

Er drehte sich zu uns um und zündete sich die Zigarette an, die er immer noch zwischen den Fingern hielt; er winkte der Frau, die ihren Platz an der Treppe verließ und sich einen Weg zu uns bahnte.

Max schaute sich noch einmal nach dem Mann um, der mit dem Ärmel seines Shirts das Blut zu stillen versuchte. »Was stehst du hier noch rum? Geh und wasch dir das Gesicht, du Ferkel!«

Die Leute im Foyer hatten den Vorfall wie versteinert verfolgt. Manche hatten den Blick abgewandt, als das Blut spritzte, vereinzelt hatte auch jemand einen Schrei des Abscheus ausgestoßen, aber als der blutende Mann zum Ausgang humpelte, war von allen Seiten vor allem beifälliges Gemurmel zu hören.

»Sie werden immer frecher«, sagte ein Mann in einer blauen Windjacke und einem Fläschchen Chocomel in der Hand.

»Wenn man nicht mal mehr im Kino sicher ist ...«, hörte ich eine Frau hinter mir sagen.

Ich hatte allerdings nur Augen für die Frau, die sich uns näherte. Sie hatte das Haar hochgesteckt, wodurch ihr außerordentlich langer Hals gut zur Geltung kam. Ihre ganze Gestalt war übrigens von außergewöhnlicher Länge. Während sie sich durch die Leute im Foyer drängelte, geriet ihr Kopf keinen Moment aus dem Blickfeld.

Sie hatte ein schmales, klassisch schönes Gesicht, aber sie erinnerte mich vor allem an ein Tier, das mit dem Kopf das Gras der Savanne überragt; nicht unbedingt ein Raubtier, eine Giraffe vielleicht oder ein Okapi.

»Alles in Ordnung, mein Schatz?«, fragte Max. Er reichte ihr die Tasche.

Als sie sich küssten, musste die Frau sich bücken, das heißt, sie ging ein wenig in die Knie und beugte den Kopf hinunter. »Das ist Sylvia«, sagte Max. »Sylvia, das ist ... das ist ein ehemaliger Klassenkamerad von mir. Wir sind zusammen in die Schule gegangen.«

Ich ergriff ihre ausgestreckte Hand. »Fred«, sagte ich.

Dann schauten alle Christine an.

»Christine«, sagte meine Frau und schüttelte beiden die Hand.

Es fiel mir schwer, Max' Frau nicht anzustarren. Mich beschäftigte nur eine Frage: Wieso hat Max so eine große Frau?

»So«, sagte Sylvia. »Und wie lange kennt ihr euch schon?«
Max und ich sahen einander an.

»Seit 1970«, sagte ich. »1972 haben wir ... habe ich Abitur gemacht. Danach haben wir uns eigentlich ...«

»Er hat immer schon ein fabelhaftes Gedächtnis gehabt«, unterbrach Max mich lachend. »In welchem Jahr wurde die erste V1 abgeschossen, und wie hieß der deutsche General, der 1940 die französischen Stellungen quer durch die Ardennen im Rücken angriff? Frag Fred und er weiß die Antwort.«

Alle lachten; Christine nickte heftig.

»Und?«, fragte Sylvia.

Sie sah mich zum ersten Mal länger an als nötig. Wieder musste ich an ein Tier in der Savanne denken, das unter der brennenden afrikanischen Sonne vor sich hin döst; und wenn die Nacht hereinbricht, liegt es immer noch da.

»Und was?«

»Wie heißt der deutsche General, der ... na ja und so weiter?«

In dem Moment läutete der Gong, die Pause war vorbei.

»Student«, sagte ich. »Kurt Student. Die französischen und englischen Truppen waren völlig überrumpelt, weil sie nicht damit gerechnet hatten, dass die Deutschen mit ihren schweren Panzerdivisionen auf den schmalen, kurvenreichen Straßen durch die Ardennen fahren würden.«

Max warf den Kopf in den Nacken und lachte schallend. »Student!«, rief er. »Jetzt erinnere ich mich! Student! Ein Name, den man nie mehr vergisst. Aber ich vergesse ihn doch und er nicht.« Und, an seine Frau gewandt: »Habe ich zu viel versprochen?«

Ich sah Sylvia immer noch an; bildete ich es mir ein, oder zwinkerte sie mir zu? Jetzt erinnerte sie mich an diese Art Tiere, bei denen man nie weiß, ob sie einen beäugen oder einfach nur daliegen und schlafen.

»Und was treibst du so momentan?«, fragte Max.

Ich sagte es ihm.

Er sah mich ein paar Sekunden lang wortlos an. »Dann müssen Menschen dir aber ganz schön zuwider sein«, sagte er schließlich.

Der Gong läutete wieder. Das Foyer hatte sich schon fast ganz geleert.

Max reichte Christine die Hand. »Nett, dich kennengelernt zu haben«, sagte er und nahm seine Frau sanft beim Ellbogen. »Vielleicht können wir uns mal ...«, setzte er an, während er mir die Hand schüttelte. »Vielleicht können wir uns mal auf einen Drink treffen. Das wäre nett.«

Sein Gesicht sprach eine andere Sprache. Sein Gesicht wollte nur noch in den Kinosaal zurück. Wahrscheinlich hätte es mich am liebsten nie mehr gesehen.

Als wir uns die Hände schüttelten, sah ich einen Bluts tropfen auf dem Zifferblatt von Max' Armbanduhr; es war eine goldene multifunktionale Taucheruhr. Alles in allem war Max wahrscheinlich nicht sonderlich scharf darauf, Erinnerungen an unsere Gymnasialzeit auszukramen.

»Nächsten Samstag gebe ich eine Geburtstagsparty«, sagte ich. »Es wäre nett, wenn ihr kommt.«

Später, in der Dunkelheit des Kinosaals, beugte sich meine Frau zu mir. Der Meteorit hatte inzwischen einen derartigen Umfang erreicht, dass sein Lichtschein stärker war als die Sonne; es würde nicht mehr lange dauern, bis die Sturmwellen die Freiheitsstatue von ihrem Sockel rissen. Ich liebe Filme, in denen am Anfang alles noch recht idyllisch aussieht. Jetzt, wo ich *Deep Impact* zum zweiten Mal sah, emp-

fand ich dieses Vergnügen sogar noch stärker als beim ersten Mal.

»Ich wusste gar nicht, dass du an deinem Geburtstag eine Party gibst«, flüsterte Christine mir ins Ohr. »Jedenfalls hast du mir nichts davon verraten.«

Ich grinste in die Dunkelheit. »Ich wusste es auch nicht«, flüsterte ich zurück. Ich drückte ihre Hand. »Andererseits wird man nur einmal im Leben siebenundvierzig.«

6

Es ging auf Mitternacht zu, und ich hatte mich eigentlich schon damit abgefunden, dass Max und Sylvia nicht mehr kommen würden. Die Gespräche waren über tilgungsfreie Hypotheken, neue Restaurants und neue Sekretärinnen inzwischen auf einem Niveau angekommen, an das man am nächsten Morgen lieber nicht mehr erinnert wird. Zwischen den auf dem Parkett zertretenen Nüssen und Salatresten versuchte sich jemand halbherzig an ein paar Tanzschritten; es war der tote Punkt des Abends, an dem plötzlich alle nach ihren Mänteln greifen und von einem Augenblick auf den anderen verschwunden sind.

Ich war, merkte ich, nicht mehr daran gewöhnt, Partys zu geben. In den letzten Jahren hatte ich meinen Geburtstag immer möglichst unauffällig verstreichen lassen, und es fiel mir einfach schwer, mir auf einmal all die Geschichten von so vielen Leuten gleichzeitig anzuhören. Kurzum, ich war selbst nicht ganz bei der Sache auf meiner Geburtstagsparty, und deshalb war die Qualität meiner Gesprächsbeiträge ebenfalls bedenklich. Allerdings trank ich auch schneller als sonst, sah öfter als sonst auf die Uhr, schlenderte mehrmals so unauffällig wie möglich zum Fenster und schaute eine Weile auf die geparkten Autos im Licht der Straßenlaternen hinunter und hinüber zur Straßenecke – ich wusste

in dem Moment schon nicht mehr, ob ich alle Hoffnung auf Max' Kommen fahren gelassen hatte oder etwas in mir noch immer daran glaubte. Ich war mir auch nicht so sicher, ob ich mich wirklich freuen würde, wenn er doch noch aufkreuzte, oder mich nur erniedrigt fühlen würde, wenn er es nicht täte.

Ich schob den Ärmel ein wenig zurück und sah auf die Uhr. Viertel vor zwölf ... Mit einem Seufzer und einem letzten Blick auf die menschenleere Straße schlurfte ich zurück zu meinem Geburtstag.

Das Gespräch, das ich vor ein paar Minuten mitten in einem Satz über Steuerklassen verlassen hatte, drehte sich jetzt um Putzfrauen.

»Also Gabriela ruft uns von Schiphol an«, sagte mein Schwager gerade. »Sie hat Probleme bei der Einreise. Was hat die blöde Kuh gemacht? Sie ist genau eine Woche früher zurückgekommen als die zwei Monate, die sie gesetzlich außer Landes bleiben muss, um wieder reingelassen zu werden. Und dabei hatten wir ihr den Rückflug bezahlt, aus Santiago de Chile! Das ganze Geld zum Fenster rausgeworfen. Wenn das nicht sowieso auch schon vorher der Fall war.«

Ich betrachtete das griesgrämige und wehleidige Gesicht meines Schwagers, der immer so dreinblickte, als hätte man ihm vor langer Zeit ein großes Unrecht angetan, für dessen Wiedergutmachung das Geld immer noch nicht überwiesen worden ist, und fragte mich, was dieses Gesicht eigentlich dazu berechnete, von einer chilenischen Putzfrau aus Santiago de Chile zu erwarten, dass sie ständig hinter ihm herräumt.

»Unsere kommt aus Sri Lanka«, sagte Hugo Landgraaf, der ein paar Häuser weiter wohnte. »Spricht kein Wort Holländisch, aber ist schrecklich nett. Auch ganz hübsch eigentlich.«

»Eine Tamilin«, sagte Peter Bruggink, der allein lebte und keine Putzfrau hatte; Peter kannte ich noch aus der Zeit, als man sich vor allem über den unermesslichen Abstand zwischen den Sternen unterhielt.

»Wisst ihr, was ich am schlimmsten finde?«, sagte mein Schwager. »Diese Gabriela lebt jetzt, haltet euch fest, seit acht Jahren hier. Zuerst hat sie irgend so einen Antillianer geheiratet, nur wegen der Papiere, wenn ihr mich fragt, na ja, jedenfalls war er schwul. Acht Jahre! Und noch immer spricht sie so ein beklopptes Deppenholländisch. Bei jedem Wort zerbricht man sich den Kopf, was um Himmels willen sie bloß meint. Es macht einen ganz verrückt. Erst recht am Telefon, da kann man ja nicht Lippenlesen. Also gebe ich den Hörer immer Yvonne, ich bringe einfach die Geduld nicht mehr auf. Von mir aus setzen sie sie heute noch in ein Flugzeug nach Chile, auf Nimmerwiedersehen, aber Yvonne meint, sie sei arm dran. Arm dran! Was soll man darauf sagen?«

Ich nahm mein Glas Moskovskaya vom Klavier und trank einen ordentlichen Schluck. Es war mein sechstes (oder siebtes?) Glas, und ich war jetzt an einer Grenze angelangt: der Grenze zwischen zu viel und wirklich viel zu viel – die Art Zuviel, die mit gewissen Persönlichkeitsveränderungen einhergeht, die dazu führen, dass man sich am nächsten Tag bei anderen erkundigen muss, was man alles so getan und gesagt hat.

Es gab einmal eine Zeit, da brauchte ich die Gläser nicht zu zählen, aber seit drei Jahren machte ich das. Wo die Grenze lag, hing von verschiedenen Faktoren ab – was ich gegessen, ob ich verschiedene Alkoholika durcheinandergetrunken, wie spät ich angefangen hatte – aber die Grenze lag irgendwo zwischen sechs und zehn. Danach war alles egal; nach diesem Glas, fiel mir ein, brauchte ich nicht mehr zu zählen, ich leerte es in einem Zug.

»Unsere ist nicht arm dran«, sagte Hugo. »Sie hat etwas Zerbrechliches, aber arm dran ... nein, das würde ich nicht sagen.«

Ich ließ meinen Blick über die im Wohnzimmer versammelten Gäste schweifen. An der offenen Balkontür unterhielt sich Christine mit Erik Mencken. An der Art und Weise, wie sie ihre Zigarette hielt und ihre dunkelbraunen Haare alle paar Sekunden zurückwarf, sah ich sofort, dass sie sich gehörig ins Zeug legte. Mencken hielt sein Glas Mineralwasser auf Gürtelhöhe und nickte ab und zu. Er war Moderator einer populären Quizsendung und genau genommen der einzige Freund oder besser gesagt Bekannte mit Ansehen in unserem heutigen Freundes- und Bekanntenkreis.

Was meine übrigen Freunde und Bekannten betraf, fiel es mir immer ziemlich schwer zu behalten, was sie eigentlich genau machten, geschweige dass ich dafür auch nur das geringste Interesse aufbringen konnte. So war Hugo Landgraaf beim städtischen Verkehrsbetrieb angestellt, aber wovon seine Arbeit bestand ... Ich erinnerte mich an einen betrunkenen Abend auf der Terrasse der Kneipe Elsa am Middenweg, als Hugo plötzlich von den vielen Missständen in seiner Abteilung anfang, wer den bevorstehenden »strukturellen Veränderungen« im Verwaltungsapparat gewachsen sei und wer nicht. Er redete von »Verlagerung der Verantwortlichkeiten« und »Stellen auf der Kippe«, die neu »eingestuft« werden müssten – mein Blick wurde schon bald glasig, so glasig, dass ich Hugo nicht mehr anzusehen wagte. Aber es musste ihm doch aufgefallen sein, denn seit jenem Abend hat er nie mehr von solchen Dingen angefangen.

Peter Bruggink bezeichnete sich schon seit Jahren als Fotograf; was er fotografierte, blieb allerdings sein Geheimnis. Ich hatte noch nie eine Zeitschrift oder auch nur einen Prospekt zu Gesicht bekommen, in dem ein Foto von ihm abgedruckt war. Eines Nachmittags sah ich ihn zufällig im

Supermarkt, wie er auffallend lange eine Packung Staubsaugerbeutel hin und her drehte, er betrachtete sie nicht, wie man normalerweise eine Packung Staubsaugerbeutel betrachtet, weil man wissen will, wie teuer sie ist oder zu welcher Marke Staubsauger sie gehört, sondern mit einem Blick, der vor allem Bedauern ausdrückte, als sei etwas nicht mehr ungeschehen zu machen. In dem Moment begriff ich, dass Peter Bruggink der Fotograf des Staubsaugerbeutels auf der Verpackung war, aber ich habe mich nie getraut, ihn danach zu fragen.

Und mein Schwager mit seiner chilenischen Putzfrau? Mein Schwager war mein Schwager. Mein Schwager machte überhaupt nichts, was immerhin leicht zu behalten war.

Erik Mencken dagegen war *Fernsehmoderator*, nicht mehr und nicht weniger. Man konnte es unmöglich vergessen, weil man jeden Freitagabend daran erinnert wurde, wenn um Punkt zehn die Erkennungsmelodie von *Wer wird Millionär?* erschallte. Seine Gesten, seine tiefe, dunkle Stimme und sein Haar, das bei jedem Wind und Wetter immer fünfzehn Jahre jünger aussah als er selbst, waren ihm vorausgeeilt, als er an einem wolkenlosen Tag vor knapp einem Jahr das vier Stockwerke zählende Herrenhaus an der Ecke Hoge- und Pythagorasstraat bezog.

Nicht lange danach sahen Leute Mencken zum ersten Mal »in echt« auf der Straße. Sie waren dabei, als er »ganz normal« ein Pfund jungen Käse und zweihundert Gramm Hinterschinken in *Het Kaasboertje* an der Ecke Brede- und Hoge- weg kaufte, und sie hörten mit eigenen Ohren, wie er noch immer »ganz normal wie jeder andere« den Angestellten »ein schönes Wochenende« wünschte.

In den Monaten danach wurde der Moderator immer alltäglicher und normaler, so alltäglich und normal, dass manche Bewohner des Viertels ihn schon fast als ihren Freund betrachteten. »Hallo, Erik!«, riefen sie ihm von der ande-

ren Straßenseite zu, wenn Mencken in seinen dunkelblauen Land Rover Discovery stieg – und der Moderator war sich nie zu gut, den Gruß zu erwidern.

Ich persönlich konnte Erik Mencken gerade wegen seiner Normalmaske nicht ausstehen. Wie ich ihn auch wegen seines Glases Mineralwasser in der Hand hasste, während er sich – auch wieder so völlig alltäglich und normal! – mit scheinbar andächtiger Miene Christines dummes Geschwätz anhörte.

Das Glas Mineralwasser repräsentierte das arbeitsame Leben des Moderators, das nämliche arbeitsame Leben, das ihm nicht erlaubte, sich an dem siebenundvierzigsten Geburtstag eines Nachbarn wie alle anderen einen hinter die Binde zu gießen. Das Glas Mineralwasser verlieh ihm einen Heiligenschein, als wäre er der viel beschäftigte Hausarzt, der jeden Moment zu einem Notfall gerufen werden könnte.

Ich sah, wie Christine den Kopf in den Nacken warf und schallend lachte. Mencken machte dazu eine scheinheilig erstaunte Miene, als wäre er völlig überrascht, etwas Witziges gesagt zu haben.

Angenommen sie fängt mit diesem unerhörten Blödian etwas an, dachte ich, dieser arrogante Lahmarsch steckt ihn bei ihr rein, seinen zweifellos ganz alltäglichen und stinknormalen Schwanz. Dann würde mich das überhaupt nicht interessieren, es wäre sogar eine riesige Erleichterung.

Ich holte ein paarmal tief Luft und schenkte mir das Glas wieder voll, ein paar Tropfen fielen auf das dunkelbraune Holz des Klaviers und verfärbten sich sofort weiß. Neben dem Glas stand das eingerahmte Foto von mir mit Christine und David auf Menorca. Ein äußerst zuvorkommender Kellner hatte es auf der Terrasse des Fischrestaurants im Hafen von Ciutadella gemacht, und während ich mich vorbeugte, um den über den Rand des Glases schwappenden Wodka aufzuschlüpfen, sah ich genauer hin.

Es waren keine deutlichen Vorzeichen auf dem Foto zu erkennen; es wurde sogar gelacht. Christine brachte einen Toast aus und schaute den Fotografen-Kellner kokett an. Auch David lachte; ich war, fiel mir auf, der Einzige, der nicht lachte, ich schaute nicht einmal in die Linse. Meine Hände befanden sich unter dem Tisch, als würden sie etwas verstecken. Also doch ein Vorzeichen? Aber vielleicht hatte ich ja als Erster aufgehört zu lachen, hatte ich meine Frau und meinen Sohn angesteckt.

»Geduld ist das richtige Wort«, hörte ich hinter mir die Stimme meines Schwagers. »Arm dran ist einfach falsch. Arm dran sind kranke, ölverschmierte junge Robben. Arm dran ist ein aus dem Nest gefallenes Vögelchen, das sich das Bein gebrochen hat. Aber genauso behandelt Yvonne diese Dritte-Welt-Putzfrauen, als wären sie kranke Robben oder Vögelchen mit gebrochenen Beinen, die in einem Schuhkarton aufgepäppelt werden müssen.«

Ich drehte mich um und nahm mein schon fast wieder leeres Wodkaglas vom Klavier.

»Von wegen arm dran«, fuhr mein Schwager fort. »Geduld ist das Stichwort. Ich Kaffee kochen. Zimmer putzen. Parkettwachs? Parkettwachs? Auf jedes einzelne Wort muss man sich konzentrieren, um es zu verstehen. Dafür keine Geduld mehr aufbringen, so ist es. Ich habe die Geduld nicht mehr dafür. Ich bin dafür zu alt. Ich bin zu alt, um mir hilfsbereit lächelnd meine Muttersprache von Bekloppten anzuhören. Es bereitet mir Herzklopfen. Buchstäblich. Mir schwitzen die Hände, Junge.«

Peter hielt mir sein leeres Glas vors Gesicht. »Und ihr?«, fragte er. »Welches Land war es noch mal? Guatemala? Honduras? Etwas mit Erdbeben, erinnere ich mich.«

Ich starrte ihn angestrengt an, aber er blieb unscharf. Ich musste an Tante Ans denken. Tante Ans putzte früher die Zimmer in meinem Elternhaus; sie hörte es nicht gerne,

wenn man sie Putzfrau nannte, und deshalb nannte meine Mutter sie »Haushaltshilfe«. Jetzt hörte ich auch ihre Stimme wieder, wenn sie mir über den Lärm des Staubsaugers zurief, ich solle meine Milch trinken. *Fre-hed, trink deine Milch aus ...* Wenn ich aus der Schule kam, stellte sie mir immer ein Glas Milch hin und gab mir einen Apfel, aber wenn ich den Apfel gegessen hatte, schmeckte die Milch nach rostigem Metall und brackigem Wasser aus einem Tümpel, aus dem schon seit Langem alles Leben verschwunden war.

Ich verteilte den Moskovskaya. Der Wodka schwappte auf den Parkettboden. »Wir haben seit Kurzem ein marokkanisches Mädchen«, sagte ich.

Nach dieser Mitteilung trat eine kurze Stille ein.

»Mit oder ohne?«, fragte mein Schwager schließlich.

Ich sah ihn an. »Mit oder ohne«, wiederholte ich – aber ohne Fragezeichen, er sollte nicht merken, dass ich keine blasse Ahnung hatte, wovon er redete.

Mein Schwager kippte das Glas hinunter, rülpste und wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab. »Mit oder ohne Kopftuch?«

Und in dem Augenblick klingelte es an der Haustür. Es war kein normales Klingeln, sondern ein anhaltender Ton, als hätte es jemand schon mehrmals vergeblich versucht.

»Ich dachte schon, du machst überhaupt nicht mehr auf«, rief Max von unten, als ich den Kopf durch die Tür steckte. Hinter ihm, halb auf der Straße, standen noch zwei Leute. Ein Mann und eine Frau – aber sogar im Halbdunkel war deutlich zu erkennen, dass es nicht Sylvia war; Sylvia war ja mindestens einen Kopf größer als Max. Es war vielmehr der andere Mann, der hoch über die beiden hinausragte. Sein Haar war so kurz, dass sein Schädel im Licht der Straßenlampen hell glänzte.

»Ich habe ein paar Freunde mitgebracht«, sagte Max, als sie oben ankamen.

Der Mann mit dem glänzenden Schädel musste sich bücken, aber er tat es mit der geschmeidigen Bewegung eines Mannes, der es gewohnt ist, Wohnungen im normalmenschlichen Maßstab zu betreten, er streckte mir die Hand hin.

»Richard.«

Ich rechnete mit einem eisernen Händedruck, einer Umklammerung, die mir die Tränen in die Augen treiben würde, aber seine Hand war warm und weich – fast wie die eines Mädchens. Wie Max trug er sein schwarzes Hemd über der Hose. Später hörte ich auch seinen Nachnamen – H. –, aber nicht öfter als zwei-, dreimal, glaube ich.

Die Frau hatte kurz geschnittenes, schwarzes Haar, einen Ring durch den Nabel und auch noch einen direkt unter der Unterlippe. »Das ist Galja«, sagte Max. »Du kannst sagen, was du willst, sie versteht dich doch nicht.«

Er zwinkerte mir zu.

»Galja ist eine Bestie«, sagte er. »Ein echter Hammer.« Er fasste sie um die Taille, seine Finger fühlten kurz an ihrem Nabelring. »In Odessa träumen sie nur von einer Sache, Kochen und Spülen für Männer wie dich und mich. Verstehst du das, versteh ich das?«

Galja lächelte Max an und spitzte die Lippen. Max küsste sie.

»Es hat mit dem Kurs des Rubel zu tun«, sagte er. »Oder mit Tschernobyl. Oder *whatever*.«

Mir fiel erst jetzt auf, dass Max getrunken hatte; er musste sich am Türpfosten festhalten. Galja hatte die Augen und Lippen, für die jeder Mann Frau und Kinder verlässt, um ihr in den nächsten Jahren über mehrere Kontinente zu folgen.

»Ich habe zu meinem Leidwesen kein Geschenk für dich, lieber Junge«, sagte Max. »Es war alles ein bisschen überstürzt. Ohne den Piepser wären wir jetzt nicht hier. *Simple as that*.«

Ich sah ihn fragend an. Richard H. war an mir vorbei ins

Wohnzimmer gegangen. Max schob den Ärmel hoch und klopfte auf das Zifferblatt seiner Armbanduhr. »Der meldet sich, wenn was los ist«, sagte er. »Wir saßen in einem Restaurant in Ouderkerk. Aber wenn mein alter Schulfreund Fred Geburtstag hat, sind wir natürlich zur Stelle. Das Geschenk hast du bei mir noch gut. Ungelogen hundertprozentig.«

»Macht doch nichts«, sagte ich. »Was wollt ihr trinken? Es gibt auch Wodka.«

Bei diesem Wort leuchteten Galjas Augen auf wie die eines Haustiers, das die Kühlschranktür aufgehen hört.

Später standen wir auf dem Balkon und blickten in den Garten hinunter. Aus den Lautsprechern ballerte *Californication* von den Red Hot Chili Peppers. Richard H. tanzte mit meiner Frau. Irgendwo im Hintergrund stand eine Gruppe um Galja herum, zu der auf alle Fälle Peter Bruggink, Hugo Landgraaf und mein Schwager gehörten. Es wurde viel mit den Armen gewedelt, es wurde viel und laut gelacht. Galja trank ihren Wodka aus einem Wasserglas.

Zuerst hatte das Erscheinen von Richard H., dem Galja und Max G. folgten, ein leicht verkrampftes Schweigen unter den anwesenden Gästen ausgelöst. Zu sagen, die Neuankömmlinge fielen aus dem Rahmen, wäre ein Understatement. Abgesehen von Richard H.s Größe und Frisur hatte es vor allem mit den Kleidern zu tun. Die Mitglieder meines heutigen Freundeskreises gaben sich besondere Mühe, möglichst normal auszusehen – T-Shirts mit dem Aufdruck der Tourneedaten von Popgruppen, fantasielose Hemden, Jeans, Turnschuhe – während Max und Richard in ihren teuren, aber leger getragenen schwarzen Hemden und mit ihren an verchromten Armbändern befestigten multifunktionalen Taucher- oder Bergsteigeruhren keine Schwierigkeiten damit zu haben schienen, ihren offensichtlichen Wohlstand zur Schau zu stellen.

Vielleicht war diese Sichtbarkeit sogar überhaupt der springende Punkt: Während die Mitglieder meines heutigen Freundeskreises alles daransetzten, nicht zu zeigen, was sie in Wirklichkeit waren – mit Hemd und Krawatte ausgestattete Arbeitnehmer in Betrieben, die sie von einem Tag auf den anderen durch andere Arbeitnehmer in Hemd und Krawatte ersetzen konnten –, war es für Max G. und Richard H. kein Problem, sich einkommensabhängig zu kleiden, auch wenn sie wahrscheinlich keinen Wert darauf legten, über die Herkunft dieses Einkommens ausgefragt zu werden.

»Nette Gegend, in der du wohnst«, sagte Max; er drückte mit dem Stößel die Zitronenscheibe auf den Boden seines mit Campari gefüllten Glases. »Sehr charakteristisch mit diesen niedrigen Häusern. Echt was Eigenes.«

Er hatte sich eine Zigarette angesteckt und starrte über den halbdunklen, zu dieser nächtlichen Stunde nur vom Licht meiner Geburtstagsparty erhellten Garten.

Mit der Wohngegend verhielt es sich eigentlich genauso wie mit ihren Bewohnern. Watergraafsmeer war Amsterdam Zuid in Jeans. Von außen sahen die Häuser mehr oder weniger ähnlich aus, aber bei näherer Betrachtung war das Viertel das Auffangbecken für all die halben Versager, die es bis nach Amsterdam Zuid nicht geschafft hatten. Man konnte noch so lange über die Vorzüge von Watergraafsmeer schwadronieren – die breiten Bürgersteige, die Ruhe, die »interessante« gemischte Bevölkerung ... die großen Gärten! – Zuid winkte am Horizont wie eine Fata Morgana, die sich in Luft auflöste, sobald man den Gedanken zuließ, dass man eigentlich breite Bürgersteige und Ruhe auf den Tod nicht leiden konnte, geschweige denn eine Multikulti-Bevölkerung.

Max kniff die Augen zusammen. »Die Gärten sind echt gigantisch«, sagte er. »Wer wohnt da unten?«

Ich fühlte einen müden Stich in der Herzgegend. Es war

nicht das erste Mal, dass Besucher nach der Führung durchs Haus auf dem Balkon gestanden und geseufzt hatten, wie herrlich und ideal es doch wäre, wenn wir statt der Wohnung im ersten und zweiten Stock die im Parterre ergattert hätten. Genau genommen war ich zweifach gescheitert: Ich war in Watergraafsmeer hängen geblieben und hatte noch nicht einmal einen Garten.

»Eine alte Dame«, sagte ich und erklärte Max kurz, was es mit der Sache auf sich hatte, ohne fürs Erste den Kamelgeruch zu erwähnen.

Max lehnte sich weit über das Balkongeländer. Er schnupperte, und ich hielt den Atem an. Während des ganzen Abends war der Geruch präsent gewesen, aber da die Balkontüren offen standen, schien er von draußen zu kommen und nicht aus dem Haus selbst.

»Und stört sie der Krach nicht?«, fragte er.

Mit einem leichten Bedauern erinnerte ich mich an den Zettel, den ich vor ein paar Tagen bei Frau de Bilde in den Briefkasten geworfen hatte und auf dem ich ihr mitteilte, am nächsten Samstag könne es zu einer gewissen Lärmbelästigung kommen. *Lärmbelästigung!* Sie war auf einem Ohr taub, und wenn man mit ihr redete, wandte sie einem immer ihr »gutes« Ohr zu. Seit ein paar Monaten benutzte sie eine Gehhilfe, wenn sie aus dem Haus ging. Vor drei Tagen hatte ich sie auf der kleinen Brücke beim Galileiplantsoen stehen sehen. Völlig regungslos, als könnte sie weder vor noch zurück. Als ich näher kam, sah ich die Schweißperlen auf ihrer Stirn und hörte ihr mühsames Atmen, das so klang, als müsste sie jedes kostbare bisschen Luft in bleischweren Eimern aus einem tiefen Brunnen hochwinden.

Sie hatte die Augen halb geschlossen und sah mich nicht. An einem Griff der Gehhilfe hing ein durchsichtiger Plastikbeutel mit Brot, wohl für die Enten und Blesshühner in der stinkenden Schlammgracht, die den Platz durchquerte. Aus

ihren blauen Pantoffeln quollen ihre geschwollenen Füße. Ganz kurz stellte ich mir vor, wie diese Füße abends vorm Schlafengehen der frischen Luft ausgesetzt wurden: Frau de Bilde saß auf der Bettkante und schnitt sich die verkalkten Fußnägel mit einem mehr einer Kneifzange als einer Schere ähnelnden Instrument. Eine gewöhnliche Schere hätte den fast zu Klauen verwachsenen Nägeln nichts anhaben können. Bei jedem Zuschnappen der Zange ertönte ein lauter Knall, ein spitzer Splitter schoss wie ein tödliches Projektil durch das Schlafzimmer und bohrte sich in das Holz des Tür- oder Fensterrahmens.

Am anderen Griff der Gehhilfe war die Hundeleine befestigt. Der Hund stierte vor sich hin. Die Zunge hing ihm aus dem Maul; schwere Tropfen fielen auf den Bürgersteig. In seinem Blick war eine Mischung aus Verzweiflung und Ergebenheit zu lesen.

Ich war stehen geblieben. Natürlich hätte ich etwas unternehmen können. Ich hätte Frau de Bilde fragen können, ob sie sich nicht gut fühle. Ob ich sie nach Hause begleiten solle. Aber ich unternahm nichts. Ich stand da und betrachtete sie. Der Hund hatte mich erkannt und wedelte lustlos mit dem Schwanz, während ich darüber fantasierte, wie es wäre, wenn Frau de Bilde nie mehr nach Hause zurückkehrte.

Max ließ die Eiswürfel in seinem Glas klirren.

»Zahlt sie die Miete pünktlich?«, fragte er.

Ich starrte ihn an. Drinnen hatte jemand eine leise dahinplätschernde Salsa-Musik aufgelegt. Daher war gut zu hören, wie im Erdgeschoss die Gartentür aufging. »Na los«, hörte ich Frau de Bildes Stimme. »Nu mach schon, Junge ...«

Kurz darauf sahen wir, wie der gefleckte Hund sich langsam in den hintersten Winkel des Gartens schleppte und sich hinhockte.

Leseprobe

© Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Alle Rechte vorbehalten.



Herman Koch
Odessa Star
Roman

ISBN: 978-3-462-04559-8

Erscheinungsdatum: 07. November 2013
320 Seiten, gebunden

Aus dem Niederländischen von Christiane Kuby

Euro (D) 19,99 | sFr 28,00 | Euro (A) 20,60